

Regine Reichwein

Die Funktionalisierung des Verdrängten im Konzept der Autopoiese

In: Gestalttherapie, 3. Jahrgang, Heft 1, Juni 1989, Frankfurt am Main

Die mit der Entwicklung und Verfestigung patriarchaler Strukturen einhergehende Abspaltung, Ausgrenzung, Verdrängung und Projektion von Hilflosigkeit, Ausgeliefertsein, Vernichtung und Chaos bewirken die gleichzeitige Ausbildung von Phantasmen, die ihrerseits eng verknüpft sind mit der besonderen Ausprägung von nicht-korrigierbaren Annahmen in den Naturwissenschaften.

Letztere lassen sich auch – trotz eines entgegengesetzten Eindrucks auf den ersten Blick – in dem erkenntnistheoretischen Konzept der Autopoiese wiederfinden. Daher enthält dieser Ansatz die kulturhistorisch gewachsenen Abspaltungs- und Verdrängungsprozesse aufrecht. Eine Integration des Konzepts der Autopoiese in die Gestalttherapie führt aus diesen Gründen nicht zu einem tieferen Verständnis psychotherapeutischer Prozesse, sondern entspricht der Aneignung eines zusätzlichen Schutz- und Abwehrmechanismus, welcher der Stabilisierung eben dieser Verdrängung dient.

Eingeordnet in das durchprüfte System meiner Beziehungen

Ein elastisches Netz, vermeide ich seit langem

Neue Begegnungen. Emsig bemüht, niemals

Durch Belastungen meine Freunde zu erproben

Oder ihnen besondere

Funktionen zu geben

Halte ich mich an das Mögliche.

Solange ich nicht falle

Werde ich nicht das Unmögliche verlangen

Solange ich nicht schwach werde

Werde ich der Schwäche nicht begegnen. (B. Brecht)

Das Konzept der Autopoiese von Maturana und Varela hat eine Reihe von Wissenschaftlern aus unterschiedlichen Disziplinen fasziniert. Biologen, Ökologen, Soziologen, Philosophen, Familien- und Gestalttherapeuten sehen in diesem Konzept der Selbstorganisation die Möglichkeit einer theoretischen Vertiefung ihrer eigenen Ansätze, und auch mir ist es zunächst so gegangen. Die Faszination des Modells liegt u.a. in nunmehr ‘wissenschaftlich bewiesenen’ Grundaussagen, die – zunächst vereinfacht – folgender Art sind:

1. Das, was jeder einzelne Organismus als ein sich selbst organisierendes System wahrnimmt, ist für ihn wahr, d.h. es gibt aufgrund der operationalen Abgeschlossenheit von Organismen nur subjektive Realitäten.
2. Das, was ein Organismus wahrnimmt, entspricht keiner Abbildung einer äußeren, über den Akt des Wahrnehmens erkennbaren objektiven Realität, d.h. Organismen gewinnen keine Informationen aus ihrer Umwelt, aufgrund derer sie ihr Verhalten auf eben diese Realität einstellen.
3. Veränderungen eines Organismus aufgrund von ihm unabhängiger Einflüsse entstehen nur in Abhängigkeit von der Organisation des Organismus, nicht aufgrund der Art des jeweiligen Einflusses.

Konkret auf unser Alltagsleben bezogen bedeutet dies z.B. folgendes:

- 1) Wenn mein Nachbar mich für freundlich, überheblich, kalt, hilfsbereit oder dumm hält, so hat das mit mir nichts zu tun. Es ist seine subjektive Realität, die er intern aufgrund seiner Organisation herstellt.
- 2) Wenn meine Nachbarin darauf beharrt, Gras sei grün und Zucker sei süß, und ich ein „Ekel“, so hat sie noch nicht begriffen, dass Grünsein keine Eigenschaft des Grasses

und Süßsein keine Eigenschaft des Zuckers ist, sondern nur durch die Besonderheit ihres autopoietischen Systems als interner Zustand eben dieses Systems zustande kommt.

- 3) Wenn ich mich über die von meiner Nachbarin geäußerten Zuschreibung „Ekel“ ärgere und diese Zustandsveränderung als von ihr mit eben dieser Zuschreibung hervorgehoben ansehe, so ist dies keineswegs zutreffend. Die Zustandsveränderung von Ausgeglichenheit zu Ärger entsteht nach dem Autopoiese-Konzept nur aufgrund der internen Organisation meines Systems, dient gleichzeitig der Stabilisierung eben dieses Systems und entspricht damit einem Überlebensmechanismus; vorausgesetzt, meine interne Organisation ist durch die eingetretene Zustandsveränderung nicht überfordert. Eine solche Überforderung kann dann eintreten, wenn die Homöostase meines Systems so nachhaltig gestört ist, dass sie nicht wieder herstellbar ist, wie dies z.B. bei lebensgefährlichen Verletzungen der Fall sein kann.

Als Therapeuten wissen wir, dass die Wahrnehmung eines Menschen noch in großen Verzerrungen für ihn wahr ist, wir wissen auch, dass vieles von dem, was wir anderen Subjekten oder Objekten als deren Eigenschaften zuschreiben, Projektionen sind; und wir wissen genug über die Wirkungen von frühen Verletzungen, Kränkungen und Demütigungen und dass diese zu Verhaltensweisen führen können, die eher aufgrund interner Prozesse als durch das Verhalten des Gegenübers zustande kommen.

Wir kennen auch die mühsamen kleinen Schritte, mit denen wir und unsere Klienten lernen, uns nicht mehr als Spielball der Vergangenheit, der Umwelt, der Gegenwart und Zukunft, nicht mehr mit Hilfe unserer Verdrängungen und Ängste als manipulierbar von anderen zu begreifen, sondern verantwortlich mit unserer eigenen Lebensgeschichte umzugehen, Schuldzuweisungen an andere und damit das Täter-Opfer-Spiel aufzugeben und 'Selbst' zu werden. Das Autopoiese-Konzept liefert uns – zumindest auf den ersten Blick – genau die dazu passende Theorie, und ich möchte dieses Konzept zunächst etwas ausführlicher, mit Textauszügen bzw. eng an den Originaltexten orientierten Zusammenfassungen darstellen:

Maturana hat seinen neuen erkenntnistheoretischen Ansatz aus folgender Erkenntnis heraus entwickelt, dass es ein prinzipiell inadäquates Verfahren ist, durch *funktionale* Beschreibungen aus einer relationalen (d.h. standpunktbedingten) Perspektive, wie sie von einem Beobachter stets vorweg festgelegt wird, die Strukturveränderungen eines dynamischen Systems abbilden zu wollen, und dass derartige funktionale Beschreibungen daher keinerlei konkrete Phänomene im Bereich des tatsächlichen Operierens des beobachteten Systems repräsentieren (Maturana 1985a, S. 14)

Diese Aussage ist zunächst unmittelbar einleuchtend. Es ist allgemein bekannt, dass sich z.B. systemimmanente Kritik unterscheidet von einer Kritik, die das System als Ganzes von außen analysiert, und es hat sich seit Planck, Heisenberg und Einstein in den Naturwissenschaften herumgesprochen, dass sich der Beobachter und das Beobachtete in einer ‚Wechselwirkung‘ befinden. Von daher sind Aussagen über das, was sich unabhängig vom Beobachter möglicherweise abspielt, von eben diesem Beobachter nicht nur nicht aufgrund der ‚relationalen Perspektive‘, sondern prinzipiell nicht möglich.

DIE FASZINATION DER AUTOPOIESE

Der Ausweg, den Maturana und Varela wählen, um dennoch Aussagen über das zu Beobachtende unabhängig vom Beobachter machen zu können, liegt in einer strikten Trennung zwischen dem Beobachter und dem Beobachteten und den zugehörigen Phänomenbereichen. In Maturanas Worten heißt das folgendermaßen:

„Wenn jedoch wissenschaftliche Erklärung die Entwicklung eines *generativen Mechanismus* bedeutete, dann erwies sich die strenge Unterscheidung zwischen dem Beobachter und dem Beobachteten als zentral, und zwar nicht im Sinne eines Gegensatzes zwischen „objektiv“ und „subjektiv“, sondern im Sinne einer strengen Scheidung zwischen Phänomenbereichen, die erst gestattet, das jeweils zu erklärende Phänomen genau einzugrenzen und als solches nicht aus den Augen zu verlieren. In dieser Perspektive ist folglich eine *wissenschaftliche Erklärung* notwendigerweise eine *nichtreduktionistische mechanistische Re-Produktion* des zu erklärenden Phänomens, und man muss daher, wie dies Einstein in der Physik vorführte, alle jene *Verfahren* streng definieren und kontrollieren, die die eigenen Aussagen validieren.“ (Hervorh. von Maturana, a.a.O., S. 16)

Dabei ist nach Maturana die vom Wissenschaftler verwendete Sprache von entscheidender Bedeutung. Maturana schreibt.

„Eine Sprache also, die mit „Funktionen“ oder „Bedeutungen“ oder „Zielen“ operiert, vereitelt alle Bemühungen um die mechanistische Erklärung eines gegebenen Phänomens, d.h. um seine Erklärung durch einen Mechanismus, der es erzeugt, da sie unsere Aufmerksamkeit vom System weg auf seinen Gebrauchszusammenhang, d.h. auf seinen relationalen Kontext lenkt. Dieser Irreführung entgeht man nur in dem Maße, als man explizit oder implizit das, was *in* einer zusammengesetzten Einheit geschieht, von dem trennt, was *mit* ihr geschieht, indem man also streng zwischen zwei einander nicht überschneidenden Phänomenbereichen unterscheidet. (ebd.)

Die Trennung, die Maturana hier favorisiert, ist uns als Gestalttherapeuten nicht fremd. Wenn zwei Menschen – z.B. Therapeut und Klient – sich begegnen, so entspricht es der Achtung vor der Eigenständigkeit und Andersartigkeit des jeweiligen Gegenübers, dass keine der beiden Personen davon ausgeht, sie wisse, was in dem anderen Menschen vor sich gehe; und auch das, was zwischen beiden geschieht, bedarf oft genug der gegenseitigen Neugier, des gegenseitigen Nachfragens, um den Prozess des Verstehens aufrecht zu erhalten.

An dieser von Maturana geforderten Trennung zwischen Phänomenbereichen fasziniert auch die Möglichkeit, der Herrschaft des Menschen über den Menschen – nunmehr wissenschaftlich begründet – ein Ende zu setzen.

Niemand kann – folgt man dem Autopoiese-Konzept – mehr den Anspruch erheben, er sei im Besitze der Wahrheit, oder gar der ‘besseren Wahrheit’, der ‘wahren Erkenntnis’ über die Welt und was dazu gehört. Wahrheitstheorien gehören nach Maturana und Varela der Vergangenheit an und können zur Durchsetzung von Herrschaftsinteressen – wie durchaus üblich – nicht mehr verwendet werden.

Maturana und Varela weisen auf diese Aspekte ihres erkenntnistheoretischen Ansatzes mehrfach ausführlich hin:

Im Laufe der menschlichen Geschichte haben viele Menschen versucht, ethische Einheit durch religiöse und politische Doktrinen herzustellen. Diese Systeme sind jedoch so angelegt, dass die individuelle Variabilität der Menschen als Gesellschaftsmitglieder reduziert wird, indem ihre Erfahrungsbereiche vorgeschrieben und sie selbst in streng definierte hierarchische Relationen gezwängt werden, die zur Unterordnung des Menschen unter den Menschen führen, um so die Strukturen herzustellen, die die gewünschten Verhaltensweisen (Ethiken) erzeugen. Dies hat zu der Welt der Unterdrückung, Ausbeutung und Selbsttäuschung geführt, in der wir gegenwärtig leben. (a.a.O. S. 311)

Die Motive und die gewünschten Ergebnisse der beiden Autoren, die sie in ihren Schriften auch immer wieder betonen, haben auch mich durchaus fasziniert. Die Hintergründe, die darin involvierten Grundannahmen, die Begründungszusammenhänge und die darin vorfindbaren Spaltungen und Ausgrenzungen, die auch in die gewünschten Ergebnisse hineintransportiert werden, finde ich dagegen sehr problematisch. Um diese Problematik deutlich machen zu können, erscheint es mir notwendig, noch genauer auf das einzugehen, was Maturana und Varela unter Autopoiese verstehen.

DIE MENSCH-MASCHIN

Ein autopoietisches System ist nach Maturana und Varela ein homöostatisches System, dessen kritische Systemvariable die Aufrechterhaltung der eigenen Organisation ist. (a.a.O., S. 183 f.)

Dabei unterscheiden die Verfasser zwischen Organisation und Struktur eines Systems:

„Die Relationen, die eine Maschine als eine Einheit definieren, und die die Dynamik ihrer möglichen Interaktionen und Transformationen bestimmen, konstituieren die *Organisation* der Maschine. Die zwischen den Bestandteilen geltenden Relationen, die eine konkrete Maschine in einem gegebenen Raum integrieren, konstituieren die *Struktur* der Maschine. Die Organisation einer Maschine (oder eines Systems) bestimmt nicht die Eigenschaften ihrer Bestandteile, die die Maschine als konkretes System verwirklichen, sondern lediglich die Relationen, die von den Bestandteilen hergestellt werden müssen, um die Maschine oder das System als eine in sich geschlossene Einheit zu erzeugen.“ (ebd.)

Die beiden Autoren gehen weiterhin davon aus, „dass lebende Systeme Maschinen sind“ (a.a.O., S. 185), deren Strukturen sich zwar unter Aufrechterhaltung ihrer Organisation wandeln können, die aber operational abgeschlossen und in diesem Sinne strukturdeterminiert sind. Die Autoren schreiben:

„Die Ansicht des Beobachters, dass Umweltelemente zwischen den effektorischen und sensorischen Oberflächen des Organismus geschaltet sind, ist irrelevant, da das Nervensystem als ein Netzwerk neuronaler Interaktionen unabhängig von irgendwelchen intervenierenden Elementen nur durch die Interaktionen seiner Neuronen definiert wird. Solange das neuronale Netzwerk in sich geschlossen bleibt, bleibt seine Erscheinungswelt die Erscheinungswelt eines geschlossenen Systems, in dem neuronale Aktivität stets zu neuronaler Aktivität führt. Dies gilt, obwohl die Umwelt auf das Nervensystem einwirken und seine Zustände verändern kann, indem sie sich als von ihm unabhängiges Agens an eine seiner neuronalen Rezeptoroberflächen ankoppelt.

Die Veränderungen, die das Nervensystem im Gefolge dieser oder anderer Einwirkungen durchlaufen kann, ohne sich aufzulösen (d.h. ohne seine spezifischen Relationen zu verlieren), sind durch seine Konnektivität vollständig determiniert, und das von außen einwirkende Agens bildet lediglich eine historische Bedingung für das Auftreten dieser Veränderungen. Als geschlossenes neuronales Netzwerk kennt das Nervensystem weder Input noch Output und verfügt über kein besonderes Organisationsmerkmal, das ihm gestatten würde, durch die Dynamik seiner Zustandsveränderungen zwischen internen oder externen Ursachen solcher Zustandsveränderungen zu unterscheiden.“ (a.a.O., S. 304)

Die Zustände, die ein Organismus dabei durchlaufen kann, sind eine „Funktion der Interaktionsgeschichte des Organismus ebenso wie seiner genetischen Ausstattung“. (a.a.O., S. 306)

Anders ausgedrückt:

„Die erwähnte Veränderung der Organisation des Nervensystems bildet eine Veränderung des Bereichs seiner möglichen Zustände unter Bedingungen, in die die Abbildung der verursachenden Umstände nicht eingeht.“ (a.a.O., S. 307)

Maturana und Varela weisen darauf hin, dass der Beobachter zwar sehen kann,

„...dass eine bestimmte Veränderung der Organisation des Nervensystems sich aufgrund einer bestimmten Interaktion des Organismus ergibt, und er kann diese Veränderung als eine Abbildung der Interaktionsumstände ansehen. Diese Abbildung existiert jedoch als Phänomen nur im Bereich der Beobachtung, und sie gilt ausschließlich in dem Bereich, den der Beobachter erzeugt, indem er die Umwelt auf das Verhalten des Organismus abbildet und diesen so als allopöietisches System behandelt.“ (ebd.)

Auch hier ist es notwendig, sich bewusst zu halten, dass die Autoren einen erkenntnistheoretischen Ansatz entwickeln. Und es ist sicher unbestritten, dass eine Interpretation wie z.B.: 'Diese Person handelt in diesem Moment so, weil ...', ohne zu fragen, was diese Person selbst dazu meint, und eine solche Aussage als 'wahre Erkenntnis' über die Bedingungen des Handelns dieser Person anzusehen, schlicht missachtend und selbstherrlich ist.

Nur gehen Maturana und Varela noch einen Schritt weiter:

DAS „GESPENST“ IN DER MASCHINE

Wenn Maturana und Varela der Ansicht sind, dass alle unsere Realitätsbereiche von uns selbst *erzeugt* werden und der „Zeugnisprozess“ der Aufrechterhaltung der Invarianz unserer Autopoiese *untergeordnet* ist, so liefern sie uns damit ein erkenntnistheoretisches Konzept, welches uns von jeder Verantwortung entlastet. Wie ein Fötus im Mutterleib sind wir geborgen in der Invarianz unserer Autopoiese.

„Wir leben in einem Bereich subjektabhängiger Realitäten, und diese Bedingung ist das notwendige Ergebnis unseres Existierens als strukturdeterminierte geschlossene autopoietische Systeme.“ (a.a.O., S. 268)

Der Beobachter, strukturdeterminiert, in seinen Handlungen nicht vorhersagbar (a.a.O., S. 270), ist allerdings nach Maturana und Varela nicht nur Opfer. Sie schreiben:

„Offensichtlich bleibt somit als einziges der Beobachter. Und doch existiert auch der Beobachter nicht allein, da seine Existenz notwendig zumindest ein weiteres Wesen voraussetzt, das eine notwendige Bedingung für die Herstellung des konsensuellen Bereichs ist, in dem er als Beobachter existiert. Was jedoch die Einzigartigkeit des Beobachters ausmacht und jeden Beobachter einsam macht, sind einmal seine Erfahrungen, die notwendigerweise innerhalb seiner operationalen Geschlossenheit verbleiben müssen, und zum anderen seine Fähigkeit, durch Konsensualität zweiter Ordnung so zu operieren, als ob er sich außerhalb der Situation befände, in der er sich befindet, und als ob er somit seine eigene Lage als Beobachter beobachten könnte.“ (a.a.O., S. 269)

Die hier gemeinte Freiheit besteht demnach darin, als Beobachter und mit Hilfe von Beschreibungen konsensuelle Realitäten zweiter Ordnung zu erzeugen. Das allerdings hat Konsequenzen. Konsensuelle Realität mit anderen kann ich nur herstellen, wenn die Ontogenese aller an diesem Prozess Beteiligten zumindest so ähnlich ist, dass sich Übereinstimmungen herstellen lassen. Unter diesem Aspekt geht es Maturana und Varela sowohl um die Produktion der kulturellen Einheit des Menschen (a.a.O., S. 310 ff.), als auch um die Herstellung einer entsprechenden minimalen Bevölkerungsgröße und –stabilität (a.a.O., S. 312 ff.)

Die Möglichkeit kultureller Einheit sehen Maturana und Varela darin, dass

„...alle Menschen dieselbe Ethik akzeptieren und dass daher ein gemeinsamer Erfahrungsbereich für alle Menschen geschaffen werden kann, der in eben diesen Menschen wiederum ähnliche ethische Präferenzen erzeugt.“ (a.a.O., S. 311)

Nun gilt aber nach Maturana und Varela – wie schon gesagt – dass auch der Erkenntnisprozess der Autopoiese untergeordnet ist.

„Da wir lebende Systeme sind, folgt aus diesen Überlegungen, dass unsere gesamte individuelle Erscheinungswelt unserer Autopoiese untergeordnet ist, dass wir andernfalls zugrunde gehen, und dass wir daher als Individuen geschlossene Systeme sind. Daraus folgt weiterhin, dass Kognition als ein Phänomen des Individuums der Autopoiese des Erkennenden untergeordnet ist und dass alle kogniti-

ven Zustände als Zustände des Erkennenden durch die Art determiniert sind, in der dieser seine Autopoiese verwirklicht und nicht durch die Bedingungen der Umwelt, in der dies sich ereignet. Kognition ist daher ein prinzipiell subjektabhängiges Phänomen. Die Zustandsveränderungen, die ein autopoietisches System durchläuft, während es Einwirkungen von außen kompensiert, können von einem Beobachter, der das System in einem Kontext (in einer Umwelt) sieht, als vom Organismus auf die Umwelt ausgeübte Handlungen gesehen werden, und der Beobachter kann diesen Handlungen mit Bezug auf die von außen auf den Organismus einwirkenden Umstände Bedeutungen zuschreiben. Jede solche Bedeutung liegt jedoch ausschließlich im Bereich der Beschreibung des beobachteten Organismus als eines autopoietischen Systems.“ (a.a.O. S. 303)

Ich sehe allerdings einen großen Unterschied darin, ob ich mich darauf beschränke, 'Bedeutungen' in den Bereich der Beschreibungen zu verweisen und damit als *subjektabhängig* zu begreifen, oder ob ich mich als ein Wesen verstehe, welches sein Menschsein nur aus der Fähigkeit herleitet, Beobachter zu sein, der – als Wesen in der Sprache – mit Hilfe eben dieser Sprache wiederum nun konsensuelle Realität mit anderen herstellen kann und ansonsten einsam in seiner *vollständig subjektabhängigen* Realität lebt, weil die operationale Abgeschlossenheit angeblich nichts anderes zulässt. Maturana und Varela drücken dies folgendermaßen aus:

„Jeder Mensch steht als autopoietisches System allein auf der Welt. Wir wollen jedoch nicht beklagen, dass wir in einer subjektabhängigen Realität existieren müssen. Auf diese Weise ist das Leben interessanter, denn die einzige Transzendenz unserer individuellen Einsamkeit, die wir erfahren können, entsteht durch die konsensuelle Realität, die wir mit anderen schaffen, d.h. durch die Liebe zueinander.“ (a.a.O., S. 271)

DIE GOTTÄHNLICHKEIT DES GESPENSTES IN DER MASCHINE

Was ist kritisch an diesem Konzept, welches so viele bemerkenswerte und anregende Gedanken, Hinweise und Forderungen, aber auch dringend notwendige analytische Grenzsetzungen und damit wichtige bewusstseins- und handlungsverändernde Möglichkeiten enthält?

Wenn Maturana z.B. darauf hinweist, dass

„wir Menschen als in der Sprache lebende Beobachter/innen immer verantwortlich (sind) für alle Interaktionen und Beziehungen, an denen wir teilhaben.“ (Krüll 1987, S. 9),

so stimme ich ihm nur zur Hälfte zu: Wir sind immer verantwortlich, aber wir sind es nicht deshalb, weil wir in der Sprache lebende Beobachter/innen sind, sondern weil das Umfeld und das Gegenüber unseres Agierens immer *antwortet*, d.h. wir immer auch mit den Konsequenzen unseres Denkens, Fühlens und Handelns konfrontiert werden. Wie Watzlawick so zutreffend sagt: „Man kann nicht nicht kommunizieren“, genauso wenig kann man „nicht nicht handeln“.

Oder wenn Maturana darauf hinweist, dass

„wir durch unser In-Sprache-Sein (languageing) und unser Gefühlsleben (emotioning) konstitutiv an den Systemen der Koexistenz beteiligt sind, in denen die grundlegenden Phänomene, die wir 'sozial' nennen, stattfinden, als da sind gegenseitiger Respekt, Kooperation und Gerechtigkeit“ (a.a.O., S. 10),

so frage ich mich, weshalb die anderen sozialen Phänomene wie Missachtung, Konkurrenz, Aggressionen der unterschiedlichsten Art, Empörung und Zorn ausgeklammert werden.

Dies erweckt den Eindruck, als würde nicht nur die Spaltung zwischen „in der Sprache sein“ und „Fühlen“ aufrechterhalten, sondern auch eine Spaltung zwischen sozialen Phänomenen, die wünschenswert und anderen, die unerwünscht sind, eingeführt.

Ich möchte zwei Dinge an dieser Stelle hinzufügen:

1. Alle beobachtbaren emotionalen Zustände haben ihre bedeutsame soziale Funktion. Empörung, Wut und Hass können eine konstruktive Wirkung dadurch entfalten, dass mit ihrer Hilfe das, was inkompatibel zwischen Menschen ist, zerstört werden kann und sie damit zu tieferem Verständnis zwischen Menschen beitragen; Verachtung kann in manchen Fällen gerade genug Distanz herstellen, um Mord und Totschlag zu verhindern usw.
2. Wenn ich mich kritisch zu bestimmten vorfindbaren Formen von Spaltungen, wie z.B. zwischen „languaging“ und „emotioning“ äußere, so liegt der Fokus meiner Kritik nicht darauf, dass etwas getrennt wird, sondern darauf, dass diese Trennungen als natürlich ausgegeben werden.

Und wenn Maturana z.B. sagt:

„Durch Versprachlichung beziehen wir uns nicht auf eine unabhängige Welt, sondern wir Menschen werden dadurch Menschen, dass wir durch Versprachlichung die Welten konstituieren, die wir leben, während wir zusammenleben.“ (a.a.O., S. 15),

so fehlt mir auch hier die Hälfte: Nicht nur wir konstituieren das Feld, in dem wir leben; das Feld konstituiert auch uns. Maturana verwendet dafür den Begriff der 'strukturellen Kopplung'. Dies ändert jedoch nichts daran, dass nach Maturana ein autopoietisches System aufgrund seiner Struktur determiniertheit und operationalen Abgeschlossenheit autonom gegenüber seiner Umwelt ist. Interessant dabei scheint mir zu sein, dass Maturana zwar ein autopoietisches System als offen für den Durchfluss von Materie und Energie betrachtet, aber aufgrund der Struktur determiniertheit und operationalen Abgeschlossenheit des Nervensystems als geschlossen in Bezug auf die möglichen Zustandsfolgen des Systems. Dadurch, dass Maturana seine Aufmerksamkeit zur Konstruktion seines Modells überwiegend auf das Nervensystem richtet, verliert er meiner Ansicht nach andere Möglichkeiten aus dem Blick.

Ich möchte an dieser Stelle an die Forschungsergebnisse von Candace B. Pert vom National Institute of Mental Health in Bethesda bei Washington erinnern. Sie konnte nachweisen, dass das Gehirn nicht nur aufgrund neuraler Aktivitäten funktioniert, sondern dass es dort Rezeptoren für Botenstoffe, sogenannte Neuropeptide gibt, die erheblichen Einfluss auf psychophysische Prozesse aller Art nehmen. (Neffe 1988, S. 174)

Auch die Untersuchungen von Jacobo Grinbert-Zylberbaum und Julieta Ramos lassen Zweifel an der operationalen Abgeschlossenheit eines Organismus z.B. des Menschen aufkommen:

Übereinstimmungen in den Elektroenzephalogrammen ihrer Versuchspersonen legen den Schluss nahe, dass Menschen „neuronale Felder“ aufbauen können, „über die ihre Gehirne direkt aufeinander einwirken und Informationen austauschen“. (Wiesendanger 1989, S. 8 f.)

Aber auch, wenn Maturana im gleichen Interview mit Marianne Krüll zusammenfasst, welche Einsichten und Konsequenzen sich ergeben, wenn man die „erfahrungsgemäße Nicht-Unterscheidbarkeit von Wahrnehmung und Illusion“ anerkennt, so kann ich meist nur der halben Aussage – und auch das nur zögernd – zustimmen. In seinen Aussagen wird jedoch deutlich, dass er glaubt, jeweils eine Aussage über etwas Ganzes zu machen, obwohl für mich meistens die Hälfte ausgegrenzt ist.

Ich möchte ein Beispiel herausgreifen. Unter den Einsichten, von denen gerade die Rede war, findet sich auch die folgende:

„Die Einsicht, dass die Natur nicht unabhängig von dem/der Beobachter/in existiert und dass er/sie die Natur mit seinen/ihren Unterscheidungen hervorbringt.“ (Krüll 1987, s. 17)

Mitnichten bringen wir die Natur „mit Hilfe unserer Unterscheidungen“ hervor. Wir bringen mit Hilfe unserer Unterscheidungen z. B. die Rechtfertigung unseres Handelns in und mit Natur hervor, wir greifen ein, verändern und zerstören in Abhängigkeit von den von uns hervorgebrachten Unterscheidungen, aber wir erschaffen sie nicht. Gottähnliche Vorstellungen dieser Art finden sich auch bei anderen Vertretern des Konstruktivismus.

So schreiben z.B. John Richards und Ernst von Glasersfeld in ihrem Aufsatz „Die Kontrolle von Wahrnehmung und die Konstruktion von Realität“:

„Als Beobachter/Konstrukteure von *Organismen* werden wir andererseits dazu geführt, an die Objekte, an andere Menschen und an die ganze Welt zu glauben, die wir ständig im Wahrnehmungsakt *erzeugen*.“ (Hervorhebungen von mir, d. V.). (In: Schmidt 1987, S. 219)

Auch hier findet sich die sprachliche Ungenauigkeit der Verwechslung zwischen Wahrnehmungs- und Schöpfungsakten und deren jeweiligen 'Ergebnissen'. Aber diese Ungenauigkeit gibt einen Hinweis auf die kulturhistorischen Quellen, die in das Konzept der Autopoiese ebenso eingehen, wie in andere Varianten des radikalen Konstruktivismus.

Es gibt zwar 'objektive' Wirklichkeit in diesem System nicht mehr, aber das bedeutet nicht, dass der Mensch isoliert und allein ist in dieser Welt. Der Mensch lebt in einem Feld, das ihm *gleichzeitig* auch immer Gegenüber ist und nicht nur Medium zwischen seinen afferenten und efferenten Oberflächen. Meiner Ansicht nach wird dies in dem Konzept der Autopoiese „vergessen“.

Stattdessen ist hier jeder Mensch Herrscher, Schöpfer und Geschaffener zugleich in seinem eigenen subjektiven Universum, welches in seinem jeweiligen So-Sein nicht mehr von einem anderen, bisher „objektiv“ genannten Standpunkt aus für richtig oder falsch gehalten werden kann. Jeder Mensch ist jetzt sein eigener Gott.

Damit steht das Konzept der Autopoiese in einem kulturhistorischen Kontext newtonscher-cartesianischer Prägung, obwohl es zunächst nicht so aussieht.

Die neurophysiologischen Untersuchungen, die zu der These der operationalen Abgeschlossenheit geführt haben, stammen aus einer wissenschaftlichen Realität, in der bereits vor Maturanas Forderung nach einer strikten Trennung zwischen Beobachter und Beobachtetem diese Trennung als notwendige Voraussetzung wissenschaftlichen Arbeitens angesehen wurde. D.h. diese Forschungsergebnisse wurden in einer wissenschaftlichen Realität entwickelt, in der emotionale bzw. interpretierende Bezüge des Wissenschaftlers zu seiner wissenschaftlichen Umwelt und zu den 'Objekten seiner Forschung' ebenso wie 'Störfaktoren' anderer Art eliminiert werden mussten, da sie die induktive Entwicklung von Regeln und Gesetzen und die beabsichtigte Vorhersagbarkeit nachfolgender Ereignisse erschwerten.

Die Unverbundenheit des Wissenschaftlers mit den „Objekten“ seiner wissenschaftlichen Realität spiegelt sich auch in der – von ihm so wahrgenommenen – Unverbundenheit seiner Objekte untereinander.

Karen Horney nennt diese Haltung die „On-Looker-Attitude“ (Horney 1946) und Harry Guntrip schreibt über den Menschen in der schizoiden Position:

“He can live in imagination but not in the world of material reality from which he is primarily withdrawn into himself.” (Guntrip 1986, S. 59)

In meinem Verständnis der schizoiden Position beziehe ich mich überwiegend auf Guntrip, Fairbairn und Kernberg, deren Ansätze ich hier als „Beschreibungen von Beobachtern“ verwenden will.

Und damit komme ich zu meiner ersten These:

1. These

Die wissenschaftlichen Realitätsentwürfe von Maturana, Varela, Luhmann u.a. entsprechen einer „Weltsicht“ aus einer schizoiden Position heraus. Sie setzen damit eine Wissenschaftstradition fort, die sie glauben verlassen zu haben.

Wenn ich aus einer schizoiden Position heraus die Welt „betrachte“, dann besteht – vereinfacht gesagt – die größtmögliche Sicherheit vor dem Terror der Welt genau darin, dass ich ihr keine oder eine höchst geringe Bedeutung für meine eigene Existenz zumesse und jeden Einfluss von ihr auf mich leugne, weil ich meine Vernichtung durch sie befürchte. Ich bin mein eigener Beobachter und mir damit selbst genug. Das, was es an gemeinsamer Realität mit anderen Menschen gibt, ist ein mit Hilfe eines möglichst emotions- und „herrschaftsfreien“ Dialogs hergestelltes Konstrukt ohne wirkliche Verlässlichkeit.

Unbewusst/bewusst versuche ich ununterbrochen, die Bedrohung meines Selbst durch meine Umwelt auf ein Minimum zu reduzieren. Nur so ganz bleibt mir, auch wenn ich mich durch das neue Konzept der Autopoiese abgesichert fühle, die Gefährdung nicht erspart. Nach Maturana und Varela bin auch ich die Geschichte meiner Perturbationen und diese können durchaus die Autopoiese meines Systems gefährden und einen Zusammenbruch desselben herbeiführen.

Aber eine Gefahrenquelle wird ausgeschaltet. Mit der Vorstellung meiner operationalen Abgeschlossenheit glaube ich, mich schützen zu können vor der Angst, einverleibt oder überwältigt zu werden. Diese Angst vor Identitätsverlust ist schon seit langem im philosophischen Gespräch. Es ist das, was Hegel meinte, als er davon sprach, zwei Bewusstseine müssten

„...sich selbst und einander durch den Kampf auf Leben und Tod bewähren. Sie müssen in diesen Kampf gehen, sie müssen die Gewißheit ihrer Selbst für sich zu sein, zur Wahrheit an dem anderen und an ihnen selbst erheben.« (Hegel 1981, S. 144 u. 148 f.)

Auch Sartre hat sich damit auseinandergesetzt und die Lösung darin gesehen, dass er meinte, von zwei Schauenden könne nur einer der Schauende sein, der andere müsse der Angeschauete sein, und beide müssten in einen Kampf – ebenfalls auf Leben und Tod – gehen, um sich die Freiheit zu bewahren dadurch, dass sie den jeweils anderen vergegenständlichen. (Lloyd 1985, S. 128)

Mir scheint die Faszination der Autopoiese auch darin zu liegen, dass nun ein theoretisches Konzept im Angebot ist, welches die Beendigung dieses dialektischen Machtkampfes zwischen jeweils Herr und Knecht verspricht. Meine These in diesem Zusammenhang ist die folgende:

2. These

Die Faszination der Autopoiese liegt genau darin, dass sie demjenigen, der sie sich zu eigen macht, weiterhin die Abwehr der als parasitär erlebten Symbiose verhindert und die Entwicklung zu einem erwachsenen Menschen, der bewusst wenigstens Ja und Nein sagen kann, erschwert.

Es gibt eine Reihe von Hinweisen in den Texten von Maturana und Varela und anderen Konstruktivisten, die sehr deutlich machen, dass dieser Machtkampf offensichtlich – auch wenn das theoretische Konzept ihn eigentlich ausschließt – keineswegs beendet ist.

Wenn Maturana z.B. schreibt:

„Als menschliche Aktivität beinhaltet Konkurrenz die Negation des anderen, in dem sie im Bereich der Konkurrenz den Existenzbereich des anderen (aus-)schließt: Konkurrenz negiert die Liebe.“(Maturana 1985b, S. 130),

so fällt mir sein konfluenter Sprachgebrauch auf, in dem zwischen Versuch und Ergebnis nicht mehr getrennt wird: Im konkurrierenden Verhalten eines Menschen mag der Versuch beinhaltet sein, sein

Gegenüber und dessen Existenzbereich zu negieren, aber dieser Versuch braucht nicht erfolgreich zu sein:

Maturana aber schreibt:

„Die Akzeptanz des anderen ohne Forderungen ist der Feind der Tyrannei und der Misshandlung, da sie einen Raum für Kooperation öffnet. Liebe ist der Feind der Inbesitznahme.“ (a.a.O., S. 131)

Hier wird die Angst vor Einverleibung in Form von Inbesitznahme deutlich, die seit Hegel Gegenstand philosophischer Diskussion ist. Darum wird auch die Akzeptanz ohne Forderung gefordert.

Ich zitiere Maturana:

„Liebe ist ein spontanes dynamisches Zusammenpassen, ein Geschehen, das entweder auftritt oder nicht auftritt. ... Darüber hinaus sage ich auch, dass Liebe selbst Ausdruck einer spontanen strukturellen Kongruenz ist, die einen Anfang bildet, der erweitert oder begrenzt werden oder verschwinden kann – im Laufe des ko-ontogenetisch strukturellen Driftens, das immer dann zu geschehen anfängt, wenn es geschieht. Und da ich sage, dass soziale Phänomene Phänomene sind, die beim spontanen ko-ontogenetischen Driften auftreten, sage ich zugleich, dass Liebe die Grundlage und nicht die Folge sozialer Phänomene ist und dass soziale Phänomene in jedem Interaktionsbereich nur so lange bestehen, wie Liebe in dem jeweiligen Bereich andauert, ... Liebe ist immer Liebe auf den ersten Blick, selbst wenn sie unter Bedingungen existenzieller Einschränkungen auftritt, die rekursive Interaktionen erzwingen; dem ist so, weil sie nur dann auftritt, wenn es eine Begegnung in struktureller Kongruenz gibt und nie vorher ... Die anthropologische Entstehung des *homo sapiens* ist nicht durch Konkurrenz, sondern durch Kooperation geschehen und Kooperation kann nur als spontane Aktivität und gegenseitiges Akzeptieren stattfinden, d.h. durch Liebe.“ (a.a.O., S. 130)

Hier folgt Maturana einer seit über zweitausend Jahren sich entwickelnden Vorstellung von Liebe, die als „Liebe zum Identischen“ in der wissenschaftlichen Literatur bekannt ist und die sich zunächst auf die Liebe zwischen Männern unter Ausgrenzung des Weiblichen bezieht (Fox-Keller 1986, S. 30, Braun/Kremer 1987, S. V)

Auch die Vorstellung von Liebe als eines spontanen dynamischen Ereignisses, von Liebe, die durch gegenseitige Akzeptanz ohne Forderungen gekennzeichnet ist, hat Tradition. Die Forderung, unbefragt akzeptiert zu werden, ist durch die Jahrhunderte hinweg immer wieder von Männern geäußert und durch Frauen erfüllt worden. (Fichte 1971, S. 311; Rousseau 1983, 5. Buch, S. 719 ff; von Braun 1985)

Verknüpft mit den hier angesprochenen kulturhistorischen Prozessen war die Verwandlung des Leibes in den Körper, den der Mensch glaubt, besitzen und kontrollieren zu können, d.h. die Verwandlung des Menschen als ganzheitlich wahrnehmender Person in ein „Gespenst in der Maschine“ (Ryle 1982, S. 22), in ein sich selbst beobachtendes Wesen-in-der-Sprache (siehe dazu auch Kutschmann 1986; Böhme 1985).

Die Vorstellung von einer Liebe „auf den ersten Blick“ aufgrund von Übereinstimmung, von Liebe als einem biologischen Phänomen, welches in Abhängigkeit von der jeweiligen Strukturdeterminiertheit auftritt oder nicht auftritt, entbindet die Liebenden von jeder Auseinandersetzung. Und mögliche Inkompatibilitäten beenden dann das ko-ontogenetische Driften. Der Wunsch nach „Übereinstimmung“ unter gleichzeitiger totaler Abgrenzung kommt auch darin zum Ausdruck, dass als einzige gemeinsame Realität in dem Konzept der Autopoiese die über Sprache hergestellte konsensuelle Realität zugelassen ist.

Wenn Maturana schreibt:

„Was uns zu menschlichen Wesen macht, ist unsere spezifische Art des Zusammenlebens als soziale Wesen in der Sprache.“ (Maturana 1985b, S. 131),

so negiert er, genauso wie viele andere Wissenschaftler vor ihm, die leibliche Existenz des Menschen in seiner Welt und die Bedeutung zwischenmenschlicher Leiblichkeit. Meines Erachtens wird in dem Ansatz, über Bewusstheit in der Sprache Realität immer wieder neu, nicht nur zu konstituieren, sondern auch zu konstruieren, der Versuch deutlich, sich auf neue Weise Kontrolle und Herrschaft über sich selbst in der Welt anzueignen. Die Versuchung, gottähnlich zu werden, wie sie sich in den newtonschen-cartesianischen Wissenschaftsansätzen immer wieder nachweisen lässt, ist auch im Konzept der Autopoiese, ebenso wie in anderen Ansätzen des radikalen Konstruktivismus, nicht zu übersehen.

Ich behaupte daher:

3. These

Das Konzept der Autopoiese ermöglicht die Fortsetzung der Verdrängung von Abhängigkeit, Hilflosigkeit und Sterblichkeit. Gleichzeitig lockt dieses Konzept mit der Möglichkeit, auf eine Weise Verantwortung für sich selbst zu übernehmen, die leicht mit der Möglichkeit zu verwechseln ist, Macht und Kontrolle über sich und andere durch den Beobachterstatus und das Herstellen konsensueller Realitäten erreichen zu können.

Die aus dieser Verdrängung und den sich damit verstärkenden Kontrollwünschen entstehende menschliche Reduktion wird unter Hinweis auf die damit einhergehenden Machtpartizipationen dann das „Phantasma des guten Herrschers“ genannt.

Wenn ich die letzten beiden Thesen in einer These zusammenfasse, so behaupte ich:

4. These

Das theoretische Konzept der Autopoiese als einer Erkenntnistheorie ist entstanden im Phantasma des guten Herrschers, dient der Stabilisierung dieses Phantasmas und damit gleichzeitig der Stabilisierung patriarchaler Strukturen. Der *Schatten* des Phantasmas des guten Herrschers, das ich das „Phantasma der bösen Herrscherin“ nennen will, bleibt in diesem Konzept weiterhin introjiziert und verdrängt.

Das Phantasma des guten Herrschers ist unter anderem von Mario Erdheim in seinem Buch „Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit“ (Erdheim 1983, S. 371 ff.) beschrieben worden, und insbesondere Männer – aber nicht nur – neigen bereits seit mehr als zweitausend Jahren dazu, sich als Inkarnation des guten Herrschers zu begreifen. Frank Petermann hat in seinem Aufsatz „Zur Dynamik narzißtischer Beziehungsstruktur“ (Gestalttherapie I/88, S. 31 ff.) Aspekte einer solchen Inkarnation in der Phänomenologie des „Expanded self“ beschrieben, so dass ich hier darauf verzichten will, einen solchen Prozess im Einzelnen zu beschreiben.

Aber das Phantasma des guten Herrschers entsteht meiner Ansicht nach immer zugleich mit dem Phantasma der bösen Herrscherin. Und umso mehr ein Mensch bewusst oder unbewusst an das Phantasma des guten Herrschers glaubt, umso mehr wird sein Leben durch die Abwehr und Verdrängung des Phantasmas der bösen Herrscherin bestimmt. Sie ist der Schatten des guten Herrschers, sie steht für die nicht kontrollierbaren, nicht berechenbaren und nicht beherrschbaren Prozesse. Sie ist das Chaos. Sie ist nicht allmächtig, aber überwältigend. Sie steht für symbiotische Beziehungen, für Abhängigkeit und Verschlungenwerden. Sie bedeutet Nichtwissen, Blindheit, Zerstörung und Vernichtung. Sie symbolisiert das Unfassbare. Sie bringt Veränderungen und Auflösung, Willkür und Tod (Reichwein 1988). Beide Phantasmen haben sich in den letzten Jahrtausenden in einem langsamen kulturhistorischen Prozess aufgrund der Trennungen zwischen

- Mensch und Natur
- Geist und Materie
- Kopf und Körper

- Denken und Fühlen
- Rationalität und Sinnlichkeit
- Ordnung und Chaos
- Subjekt und Objekt usw.

entwickelt.

Herrschafts- und Kontrollwünsche haben zur Ausgrenzung der abgespaltenen Teile aus der gemeinsamen Wirklichkeit und damit zu der spezifischen Ausprägung eines patriarchalischen Systems geführt, wie wir es heute in unserer Kultur vorfinden.

Anders ausgedrückt: Theoretische Konzepte, die unter dem Einfluss des Phantasmas des guten Herrschers entstanden sind, müssen als Schatten das Phantasma der bösen Herrscherin enthalten. D.h. sie müssen sich durch die Abwehr von Kontrollverlust, Abhängigkeit, Unberechenbarkeit, durch die Ausgrenzung des Unfassbaren, des Zerstörerischen, des Willkürlichen und durch eine unterschwellige Angst vor Vereinnahmung, vor dem Verschlungenwerden, vor Identitätsverlust und Vernichtung auszeichnen.

Genau das aber trifft auf die theoretischen Ansätze des radikalen Konstruktivismus genauso zu wie auf das Konzept der Autopoiese.

Es beginnt damit, dass das Konzept der Autopoiese ein in sich selbst geschlossenes System ist und einiges dazu tut, diesen Zustand herzustellen und aufrecht zu erhalten. Dies zeigt sich darin, dass die entscheidende Invariante nur das jeweilige Überleben des Systems, die Aufrechterhaltung der Organisation ist, und dass diese Organisation als operational abgeschlossene und strukturdeterminierte Selbstorganisation betrachtet wird. Nichts von außen kann in ein autopoietisches System wirklich eingreifen, es überwältigen, vereinnahmen und in irgendeiner Weise beeinflussen. Perturbationen können zwar die Homöostase des Systems gefährden und zwar so weitgehend, dass die Selbstorganisation des Systems zusammenbricht. Aber dies geschieht nur dann, wenn sich das Repertoire interner Zustandsveränderungen als nicht ausreichend erweist. In diesem Sinne sind Maturana und Varela, ähnlich wie andere radikale Konstruktivisten, konsequent. Ihre Theorie ist genauso abgeschlossen, wie das, was sie beschreibt. Aber die Intentionalität der Systeme wird nicht mitberücksichtigt.

Meine Versuche, mit Argumenten bestimmte Positionen dieses Systems in Frage zu stellen, habe ich fallengelassen, da sich innerhalb des Modells auf alle eingreifenden Einwände eine Antwort finden lässt, die den Angriff in das System selbst einbezieht und subsumiert. Das System der Autopoiese hat, ähnlich wie in dem theoretischen Ansatz von Luhmann in seinem Buch „Soziale Systeme“, ein „Immunsystem“, welches alles Widersprechende so vereinnahmt, dass es letztlich der höheren Komplexität und damit auch der Aufrechterhaltung des Gesamtsystems dient. (Luhmann 1984, S. 505 ff.)

Mein zweiter Versuch, das Modell von Maturana und Varela zu relativieren, basierte auf deren Behauptung, dass zwischen autopoietischen Systemen nur Beschreibungen ausgetauscht werden können. In diesem Sinne handelt es sich bei dem Konzept von Maturana und Varela ebenfalls nur um eine Beschreibung. Beschreibungen aber sind nach Maturana und Varela abhängig von der Geschichte der Deformationen bzw. der Ontogenese des autopoietischen Systems, welches diese Beschreibung erstellt.

Mit anderen Worten: Maturana und Varela haben ein Modell entwickelt, auf das ihre eigenen Aussagen angewendet werden können. Es ist eine Beschreibung, und auch ich tue – von ihnen aus gesehen – nichts anderes, als aufgrund meiner spezifischen Ontogenese eine Beschreibung aus meinem subjektiven Universum heraus zu entwickeln und zur Diskussion zu stellen. Aber es geht auch – nach dem Konzept der Autopoiese – um das Herstellen konsensueller Realität, deren notwendige, immer wieder neu herzustellende Existenz ich keineswegs bestreiten möchte. Allerdings gehe ich nicht – wie Maturana und Varela – davon aus, konsensuelle Realität sei die einzige gemeinsame Realität, die wir herstellen können.

Und von daher möchte ich noch auf einige Aspekte, die zu dem Abgeschlossenheit dieses Konzeptes gehören, eingehen: Wenn z.B. Heinz von Förster in seinem Aufsatz „Erkenntnistheorien und Selbstorganisation“ schreibt:

„Da ist jemand, der eine Theorie der Funktion des Gehirns schreiben möchte. Niemand von uns zweifelt, dass man ein Gehirn haben muss, um diese Theorie zu schreiben: also, wenn das eine Theorie sein soll, die nur irgendeinen Anspruch auf Vollständigkeit besitzt, dann muss diese Theorie das Schreiben dieser Theorie erklären, das heißt, eine Theorie des Gehirns muss sich selbst beschreiben.“ (in: Schmidt 1987, S. 135),

so scheinen mir in dieser Aussage mehrere nicht ausgesprochene Annahmen zu liegen.

1. Die Annahme, eine Theorie müsse vollständig sein:

Ungeklärt ist dabei, was Vollständigkeit bedeutet. Das ist nach Gödel keine banale Frage mehr. Gödel zeigte, wie Hofstadter schreibt, „dass Beweisbarkeit ein schwächerer Begriff ist als Wahrheit, unabhängig davon, um welches axiomatische System es sich handelt“ (Hofstadter 1985, S. 21). An anderer Stelle schreibt Hofstadter im Zusammenhang mit den Gödelschen Unvollständigkeitstheorien:

„Anscheinend gibt es in formalen Systemen einen analogen kritischen Punkt: Unterhalb dieses Punktes ist ein System 'harmlos' und kommt der formalen Definition arithmetischer Wahrheit nicht einmal nah. Aber jenseits des kritischen Punktes enthält das System plötzlich die Fähigkeit zur Selbstbezüglichkeit und verdammt sich damit selbst zur Unvollständigkeit ... Wenn diese Fähigkeit zur Selbstbezüglichkeit erreicht ist, hat das System ein 'maßgeschneidertes' Loch; das Loch berücksichtigt die Eigenschaften des Systems und kehrt sie gegen das System.“ (a.a.O., S. 504)

Anders ausgedrückt, selbst-referentielle Systeme besitzen – folgt man diesen Überlegungen – eine spezifische Form von Offenheit, über die innerhalb des selbstreferentiellen Systems nichts ausgesagt werden kann. Wird der Anspruch dennoch aufrecht erhalten, so ergeben sich teilweise banale oder selbstverständliche Aussagen, die ohne jede Verbindung oder Bedeutung nur noch für sich selbst stehen.

Ob ich sage: „Ein Lebewesen lebt so lange, bis es stirbt“, oder ob ich sinngemäß mit Maturanas Worten sage: „Ein Lebewesen kann nur dann lebendig genannt werden, wenn es sich in Autopoiese befindet“ (in: Schmidt 1987, S. 289), so ist der Unterschied nicht sehr groß.

Ich möchte an dieser Stelle noch Heinz von Förster zitieren, mit dessen Hilfe ich meine Kritik vielleicht noch deutlicher machen kann:

„Zunächst ist es klar, dass ein autopoietisches System gleichzeitig als autonom gesehen werden kann. Und mit der Autonomie eines jeden lebendigen Organismus muss auch der Grund seines Handelns in ihm gefunden werden. Auf der menschlichen Ebene erwächst aus dieser Betrachtung die Verantwortlichkeit des Einzelnen gegenüber seinen Handlungen; und eine Weiterführung dieser Gedanken lässt uns die Grundlagen seiner Ethik sehen.“ (in: Schmidt 1987, S. 147)

In diesem Zusammenhang taucht meiner Ansicht nach ein weiteres Problem auf:

2. Die Annahme, eine Theorie müsse sich selbst beschreiben:

Eine Theorie des Schreibens einer Theorie ist nicht identisch mit einer sich selbst beschreibenden Theorie. Hier wird Prozess und Ergebnis verwechselt bzw. gleichgesetzt. Schreibe ich eine Theorie des Schreibens einer Theorie, so beschreibe ich einen Prozess. Fordere ich je-

doch, dass diese Theorie eine Selbstbeschreibung ist, so fordere ich ein Ergebnis. Beides ist nicht miteinander gleichzusetzen. Genau dieses aber wird in der theoretischen Konzipierung des Konzepts der Autopoiese – wie häufig auch in anderen selbstreferentiellen Ansätzen – nicht genau genug unterschieden. Anders ausgedrückt: Der Weg mag zwar das Ziel sein, aber das Ziel ist nicht identisch mit dem Weg.

3. Die Annahme, eine Theorie müsse das Schreiben dieser Theorie erklären:

Was heißt „erklären“? Da von Förster als Konstruktivist eher dazu neigt, dass wir unsere Welt erfinden, und nicht entdecken (a.a.O., S. 142) und Begriffe für ihn den Rang von Erklärungsprinzipien haben (a.a.O., S. 143), so gehe ich davon aus, dass Maturanas Definition einer Erklärung auch von Förster akzeptiert wird. Maturana schreibt:

„Eine beabsichtigte Umformulierung oder Reproduktion, die von einem Betrachter als Modell des zu erklärenden Systems oder Phänomens akzeptiert wird, soll eine Erklärung sein.“ (In: Schmidt 1987, S. 92)

Nun ist eine Definition qua definitionem weder wahr noch falsch, sondern höchstens als sinnvoll oder als sinnlos anzusehen. Dennoch beinhaltet jede Definition auch ein besonderes Verständnis von dem, was durch sie definiert wird. Hier wird als Definition einer Erklärung eine Aussage gewählt, die auch Glaubensbekenntnisse mit einschließen. Gleichzeitig beinhaltet diese Definition, dass es ausreichend zu sein scheint, eine Aussage zu einer Erklärung zu machen, wenn der Beobachter sich selbst zustimmt und meint, dass es sich um eine solche handele. Auch hier wird der selbstreferentielle Ansatz in seiner Abgeschlossenheit deutlich, da das Gegenüber, dem etwas erklärt wird, aus der Betrachtung des Ganzen entfällt. Ungeklärt bleibt dabei, wann ein Betrachter eine solche „Reproduktion“ als Erklärung akzeptiert.

4. Die Annahme, eine Beschreibung erschaffe das, was sie beschreibt:

Eine Theorie, in der die Worte und Begriffe, die Grammatik und Semantik, die in ihr verwendet werden, als aus dem konsensuellen Bereich stammend definiert sind, setzt den Konsens in Bezug auf das, was mit ihr beschrieben werden soll, bereits voraus. Die selbstreferentielle Beziehung ist auch auf dieser Ebene Voraussetzung und Ergebnis zugleich. Der Anspruch besteht darin, dass die Beschreibung sich selbst beschreiben soll. Abgesehen davon, dass auch hier wieder Ergebnis und Prozess nur schwer voneinander zu trennen sind, ist dieser Anspruch als notwendige und hinreichende Bedingung für die Konstruktion von Theorie problematisch.

Ein sich selbst beschreibendes Wort ist z.B. das Wort „dreisilbig“, eine sich selbst beschreibende Aussage: „Dieser Satz hat einen Fehler.“ Nun braucht die Tatsache, dass wir in unserem normalen Sprachgebrauch nur sehr selten diesbezügliche Worte oder Aussagen finden, kein Argument sein, den Anspruch, eine Theorie solle selbstbezüglich sein, zurückzuweisen. In der Tat hat es in der letzten Zeit eine intensive Beschäftigung mit rekursiven Funktionen und jeweils zugehörigen „Eigenwerten“ gegeben. Ein „Eigenwert“ einer solchen rekursiven Funktion zeichnet sich dadurch aus, dass er sich als unabhängig von den Anfangswerten erweist.

In diesem Sinn kann auch eine erworbene Verhaltenskompetenz als Eigenwert betrachtet werden. Dabei ist sicher einleuchtend, dass eine selbstreferentielle Theorie mit dem Anspruch, sich selbst zu beschreiben, mit „Eigenwerten“ arbeiten muss, denn nur das garantiert letztlich ihre Abgeschlossenheit bzw. ihre Autonomie. Das aber hat entsprechende Folgen. Ich will in diesem Zusammenhang deutlich sagen, dass es tatsächlich Prozesse gibt, die bei einer begrenzten oder unbegrenzten Rekursion sich tatsächlich einem Eigenwert nähern. Nur ist die Übertragung auf zwischenmenschliche Beziehungen meiner Ansicht nach außerordentlich problematisch. Ich möchte dies an einem Zitat von Förster deutlich machen:

„Es ist klar, dass der Begriff des Gegenstandes, so wie wir ihn soeben als „Eigenwert“ oder „Verhaltenskompetenz“ entwickelt haben, sich nicht nur auf Äpfel oder Birnen zu beschränken braucht, sondern auch auf den Mitmenschen, den „Anderen“ ausgedehnt werden kann: der Andere als einer meiner Eigenwerte, als eine meiner Verhaltenskompetenzen. Was sich aber gegenüber Äpfeln und Birnen als wesentlich neu ergibt, ist, dass sich der Kreis der „Ich-und-Du-Beziehung“ nun schließt (Figur 2): denn, so wie der Andere zu einem meiner Eigenwerte, zu meiner Verhaltenskompetenz wurde, so werde ich jetzt zu einem Eigenwert, zu einer Verhaltenskompetenz des Anderen. Ich und Du erzeugen sich gegenseitig; keiner wird ohne den anderen; oder noch anders ausgedrückt: man sieht sich selbst mit den Augen des Anderen. (a.a.O., S. 155)

Die im Zitat erwähnte Figur 2 stellt zwei sich in den Schwanz beißende Drachen dar und weist damit auf den Drachen Ouroboroi bzw. Uroboros hin.

Hier wiederholt sich etwas, worauf ich bereits hingewiesen habe, auch hier wird ein Teil für das Ganze genommen: Wir sind tatsächlich in unserem Werden abhängig von anderen.

Wir erwerben uns Verhaltenskompetenzen in Bezug auf die anderen und unsere Umwelt. Wir sehen uns auch oft so, als sähen wir uns mit den Augen des Anderen. Aber wir *sind* nicht die Verhaltenskompetenz des Anderen und wir sehen nicht mit den Augen des Anderen. Der Andere bleibt immer ein anderer, und ich kann nur mit meinen eigenen Augen sehen. Ich kann neugierig sein auf das, was der andere sieht, wenn er mich sieht. Und ich kann ihm sagen, was ich sehe, wenn ich ihn sehe. So können wir voneinander lernen und daran wachsen, aber jeder bleibt auch für sich, vom anderen getrennt.

Wieder scheint mir hier die Haltung des „Alles oder Nichts“, „Entweder – Oder“ und das Denken in Gegensätzen zum Tragen zu kommen. Einerseits sind wir – eingesperrt in unser subjektives Universum – angeblich nur in der Lage, als Beobachter konsensuelle Realität mit anderen herzustellen, andererseits sind wir nur, weil es den anderen gibt. Entweder sind wir ein Eigenwert eines Anderen oder der andere ist ein Eigenwert von uns. Dieses immer wieder auftretende „Entweder – Oder“ tritt sowohl in dem Autopoiese-Konzept als auch im Konstruktivismus auf und produziert nur schwer erkennbare Widersprüche gerade dadurch, dass Andersartigkeit, Inkongruenz und eine „Widersprüchlichkeiten“ zulassende Komplexität ausgegrenzt werden. Die Fixierung auf die jeweils *eine* Lösung verhindert das Denken in „Sowohl-als-auch-Strukturierungen“.

Nicht umsonst ist das von von Förster verwendete Bild für abgeschlossene, autonome, selbstreferentielle Systeme der Drache Ouroboroi, der auch – als sich selbstzeugende Schlange – als Symbol für „Ewigkeit“ gesehen wird. Ouroboroi wird auch verwendet als Symbol für das ursprüngliche Enthaltensein des Ich im Unbewussten. June Singer schreibt dazu in ihrem Buch „Nur Frau – nur Mann?“:

„Das Schöpfungsprinzip liegt noch im Unbewussten, es ist mit sich selbst beschäftigt, es ist der uroborische Drache, dessen Schwanz im Rachen feststeckt und der sich nicht bewegen kann. Es gibt hier noch keine irdische Schöpfung; und sie kann hier auch noch nicht bestehen, weil das schöpferische Prinzip ohne das Zerstörerische nur das ganze Dasein überfluten würde. Solange ewiges Leben möglich ist, kann nichts entstehen; die Schöpfung fordert, dass wir die Unsterblichkeit aufgeben. (Singer 1981, S. 156)

Und – bezogen auf meine Behauptung, das Autopoiese-Konzept sei aus einer schizoiden Position heraus entwickelt – möchte ich an dieser Stelle darauf hinweisen, dass Harry Guntrip meint, dass ein Mensch in der schizoiden Position nicht geboren sei und in bestimmter Weise auch nicht geboren werden wolle. (Guntrip 1986, S. 87 ff.)

Meiner Ansicht nach sind Wissenschaftler wie Maturana, Varela, aber auch Luhmann, von Förster und andere, in dem Phantasma des guten Herrschers und in dem, was ich das Phantasma der

bösen Herrscherin genannt habe, befangen. Den Verlockungen des Phantasmas des guten Herrschers stehen dabei die Bedrohungen durch das Phantasma der bösen Herrscherin gegenüber; denn der Preis, den man zahlt, wenn man gottähnlich sein will, es aber nicht ist, und gleichzeitig befürchtet, von etwas vernichtet zu werden, was einem überwältigend erscheint, ist sehr hoch. Ich zitiere nochmals John Richards und Ernst von Glasersfeld und möchte dabei auf die egotistischen Momente verweisen:

„Der Mensch ist zugleich ein Organismus und ein Beobachter/Konstrukteur von Organismen. In dieser Doppelrolle liegt ein inneres Risiko der Verwirrung. Die Introspektion eines Organismus, seine Aufmerksamkeit auf seine eigenen konstruktiven Aktivitäten, führt zu der Einsicht, dass seine Vorstellung von der Welt, also sein Wissen, aus seiner eigenen Tätigkeit erwächst. Das heißt, Introspektion führt zu einer Position, die wir *epistemischen* Solipsismus nennen sollten. Das kann aber kein schleichender Solipsismus sein, da er ständig anwesend ist und jegliche Selbstwahrnehmung durchdringt. Wir leben in der Tat damit. Vielleicht liegt hier die Quelle der intimen Erfahrung von Einsamkeit, die bei den Menschen so verbreitet ist. Es ist die unentweichbare Konsequenz aus den pyrrhonistischen Argumenten von der letzten Begrenzung der Vernunft und von unseren dauernden Bemühungen, unsere Erfahrungen zu isolieren, zu ordnen und zu verstehen. Als Beobachter/Konstrukteure von Organismen werden wir andererseits dazu geführt, an die Objekte, an andere Menschen und an die ganze Welt zu glauben, die wir ständig im Wahrnehmungsakt erzeugen. Sie sind „wirklich“ in dem Sinne, dass wir unsere Erfahrungen tatsächlich in dieser Weise organisieren.“ (In: Schmidt 1987, S. 219)

Eine Seite weiter schreiben die Autoren:

„Es mag unsere tief verwurzelte intuitive Meinung sein, dass so eine Realität existiert, dass sie permanente Objekte und andere Menschen enthält; aber wenn wir „Wissen“ auf das begrenzen, was wir rational demonstrieren können, dann haben wir keine Möglichkeit, so eine Realität zu erkennen.“ (a.a.O., S. 220)

Hier wird die Fehlleistung, welche auf den Wunsch nach Gottähnlichkeit hindeutet, sehr deutlich. Radikalen Konstruktivisten muss bewusst sein, dass das einzige, was sie beobachten und konstruieren können, ihre Wahrnehmungen und ihre Interpretationen anderer Organismen sind, nicht aber diese Organismen selbst. Über ihr jeweiliges Gegenüber können sie aufgrund ihrer eigenen Theorie keinerlei Aussagen machen. Denn – wie in dem vorhergehenden Zitat selbst deutlich gesagt – sie können *rational* nicht demonstrieren, dass es das Gegenüber tatsächlich gibt.

Werden radikale Konstruktivisten – als Beobachter und Konstrukteure – dazu geführt werden, an die „ganze Welt“ zu glauben, die sie ständig im Wahrnehmungsakt „erzeugen“, so sind sie nicht nur die Schöpfer dieser Welt, sondern zugleich ihre eigenen Anbeter – in einer Person. Und wieder erscheint hier der Bruch in der Theorie, der kategoriale Irrtum, die Ebenenverwechslung. Radikale Konstruktivisten erzeugen nicht die Wirklichkeit. Sie erzeugen, wenn sie ehrlich bei ihrer eigenen Vorstellung bleiben, nichts anderes als Wahrnehmungen von etwas, von dem sie nicht einmal „wissen“, ob es überhaupt existiert. Mitnichten wird – um es noch einmal zu wiederholen – das Gegenüber als Organismus erzeugt. Erzeugt wird höchstens die Bewusstheit der Wahrnehmung eines Gegenübers, nicht aber das Gegenüber selbst.

Die Versuchung, sich selbst als Schöpfer und Geschaffenes in eins zu sehen, führt dazu, dass man sich seiner eigenen Realität beraubt.

Die in diesem Zusammenhang notwendigen Bemühungen, Erfahrungen zu isolieren, zu ordnen und zu verstehen, schützen davor, sie zu erleben. Um den Preis der Einsamkeit wird ununterbrochen versucht, die erfahrene Welt durch Spalten und Ordnen unter Kontrolle zu bringen und zu beherrschen, statt sich davon berühren zu lassen, und damit auch die „Gefahr“ einzugehen, überwältigt zu werden. Ganz abgesehen davon, dass man sich damit einer existenziellen Grenzerfahrung beraubt, führt die Angst vor Berührtsein, Überwältigtsein, vor Ehrfurcht und vor Gefühlen der Demut, die Angst vor Kontrollverlust angesichts des Unfassbaren, vor Auflösung und Ver-

nichtung durch ein drohendes Chaos zu immer stärkeren Versuchen, die erfahrene Welt durch weiteres Spalten und Ordnen unter Kontrolle zu bringen und zu beherrschen. Ordnung und Chaos aber lassen sich ebenso wenig voneinander trennen, wie die beiden Phantasmen des guten Herrschers und der bösen Herrscherin. Jeder Versuch, das eine zugunsten des anderen auszugrenzen und zu verdrängen, ist von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Wir können dem, was ist, nicht entgehen; und mit der Ausgrenzung, Leugnung und Verdrängung dessen, was ist, entsteht gleichzeitig ein Prozess, der die Ausgrenzung, Leugnung und Verdrängung wieder zerstört.

Anders ausgedrückt: Genau in dem Maße, in dem man durch Isolieren und Ordnung versucht, zu kontrollieren und zu beherrschen, erschafft man das, wovor man glaubt, sich fürchten zu müssen. So entsteht eine immer bedrohlicher werdende Realität.

Auch hier haben wir einen rekursiven Mechanismus.

Je mehr wir uns dem Phantasma des guten Herrschers unterwerfen, desto mehr liefern wir uns dem Phantasma der bösen Herrscherin aus.

Je mehr wir glauben, die Inkarnation des guten Herrschers sein zu können, desto bedrohlicher werden die Wirkungen des Phantasmas der bösen Herrscherin, gegen die dann immer stärker Ordnungs-, Kontroll- und Schutzmechanismen ins Feld geführt werden müssen.

Diese implizite Bedrohung wird von den Vertretern des radikalen Konstruktivismus und der Theorie der Selbstorganisation immer wieder – wenn auch sehr indirekt – angesprochen. Und sie suchen dementsprechend auch nach Auswegen. Die beiden Auswege, die sie finden, sind seit langem bekannt.

Der eine Weg führt in die Isolation und in den Rückzug, in die totale Einsamkeit, in das abgeschlossene subjektive Universum.

„Als lebende Systeme existieren wir in vollständiger Einsamkeit innerhalb der Grenzen unserer individuellen Autopoiese. Nur dadurch, dass wir mit anderen durch konsensuelle Bereiche Welten schaffen, schaffen wir uns eine Existenz, die diese unsere fundamentale Einsamkeit übersteigt, ohne sie jedoch aufheben zu können. Nur dadurch können wir darüber hinaus einen Bereich von Selbst-Erkentnis durch Selbst-Beschreibung in einem meta-deskriptiven Bereich bestimmen, indem wir Objekte unserer Beschreibungen sind. Dazu brauchen wir den anderen, denn wir können uns selbst nur in den Spiegelungen eines konsensuellen Bereichs sehen. Wir können uns nicht sehen, wenn wir uns nicht in unseren Interaktionen mit anderen sehen lernen und dadurch, dass wir die anderen als Spiegelungen unseres Selbst sehen, auch uns selbst als Spiegelung der anderen sehen.“ (Maturana, in: Schmidt 1987, S. 117)

Die Möglichkeit des Sich-Selbst-Fühlens als evidenten Erleben erscheint hier ausgeschlossen, stattdessen werden nur Beschreibungen aus der Beobachterperspektive zugelassen. Dies ist meiner Ansicht nach symptomatisch für die von mir bereits angesprochene Verwandlung des Leibes in den Körper und deren Konsequenzen.

Der zweite Ausweg liegt nach Ansicht der „Konstrukteure“ dieser Konstrukte in einem spezifischen Verständnis von „Symbiose“:

„Schließt der Austausch zwischen zwei autopoietischen Strukturen die wesentliche wechselseitige Verwendung der Umwandlungsprodukte ein – ob in Form von Energie, Materie oder Wissen/Information, die sowieso nicht streng voneinander geschieden werden können – dann können wir von Symbiose sprechen. In der Symbiose opfert jedes System einen Teil seiner individuellen Autonomie, aber gewinnt dafür die Teilnahme in einem übergeordneten System und an einer neuen Ebene von Autonomie, mit welcher sich das übergeordnete System in der Umwelt etabliert ... Symbiose kann zur völligen *Fusion* führen, in welcher das übergeordnete System als einzige autopoietische Einheit verbleibt. (Jantsch, in: Schmidt 1987, S. 171)

In dem Zusammenhang weist Jantsch darauf hin, dass autopoietische Strukturen auf zwei verschiedene Arten in einen Austausch treten können, entweder über Kommunikation oder mit Hilfe von Symbiose. Kommunikation schließt dabei

„keinerlei Transfer irgendwelchen Wissens von einem System an ein anderes ein, sondern beruht auf der Reorientierung der interaktiven Prozesse (des Kognitionsbereichs) eines Systems durch die Selbstpräsentierung eines anderen Systems und seiner ihm eigenen Prozesse (seines Kognitionsbereichs). Mit anderen Worten gesagt, Kognition fällt hier mit Re-Kognition zusammen, Erkennen mit Wiedererkennen, Präsentation wird zur Re-Präsentation. Kommunikation ist nur dort möglich, wo die Kognitionsbereiche zweier oder mehrerer autopoietischer Systeme hinlänglich überlappen.“ (Jantsch, a.a.O., S. 170)

Jantsch bezieht sich hierbei auf den Kommunikationsbegriff von Maturana und wählt als physikalische Analogie für Kommunikation das Phänomen der Resonanz. Er schreibt:

„Kommunikation ist nicht Geben, sondern die Präsentation seiner Selbst, seines eigenen Lebens, die entsprechende Lebensprozesse im anderen evoziert.“(ebd.)

Wieder wird hier ein Gegensatz konstruiert, entweder Selbstpräsentierung oder Resonanzphänomen. Auch der Begriff der Symbiose enthält hier ein Unabhängigkeitskonzept, welches Abhängigkeit im Sinne der Vergrößerung von Lebensqualität gleichzeitig als Verlust an Autonomie deutet. Dahinter scheint mir eine verdrängte Angst vor Identitätsverlust zu stehen, die das betreffende Individuum glaubt, nur durch die Geschlossenheit seines Systems und damit durch eine Gleichsetzung von Autonomie und Unabhängigkeit erreichen zu können. Eine dementsprechende Aussage findet sich auch bei Varela in seinem Aufsatz „Autonomie und Autopoiese“:

„Sobald eine Einheit durch Geschlossenheit begründet ist, bestimmt sie ganz offensichtlich einen Bereich, mit dem sie ohne Identitätsverlust interagieren kann.“ (In: Schmidt 1987, S. 123)

Für mich bedeutet „Autonomie“ die Fähigkeit eines Menschen, sich im Bewusstsein seiner Abhängigkeit gerade nicht als manipulierbares Opfer von anderen, unablässig von Identitätsverlust bedroht, zu sehen, sondern sich als selbst-antwortendes Wesen zu begreifen und den Konsequenzen seines jeweiligen So-Seins und So-Verhaltens nicht auszuweichen, stattdessen sich von ihnen berühren zu lassen und sich zu bemühen, etwas daraus für sich selbst zu lernen. In diesem Sinne schließt „Autonomie“ Abhängigkeit *und* Unabhängigkeit in sich ein. Beides ist an der Grenze eines dynamischen Geschehens ebenso wenig voneinander zu trennen wie Ordnung und Chaos. Varelas Glaube daran, dass nur Abgeschlossenheit eines Systems vor Identitätsverlust schützt, ist für mich ein Hinweis auf die Angst vor parasitärer Einverleibung, die der schizoiden Position eigen ist. Und damit formuliere ich meine 5. und 6. These:

5. These

Die Vorstellung, ein autopoietisches System würde unter Opferung von Teilen seiner Autonomie symbiotisch mit anderen autopoietischen Systemen in Verbindung treten, um so eine neue autopoietische Einheit zu schaffen, entspringt dem schizoiden Wunsch nach – wie Bataille es ausdrückt – „Rückkehr in das Meer der Ungeschiedenheit“. (Bataille 1962)

Das Konzept der Autopoiese ermöglicht die Fortsetzung und Stabilisierung patriarchaler Strukturen. Es ist entwickelt worden im Phantasma des guten Herrschers und enthält dadurch das Phantasma der bösen Herrscherin in verdrängter Form. Das heißt, es ist ein theoretisches Konzept, welches die Ausgrenzung, Leugnung und Verdrängung des Weiblichen strukturell enthält und entsprechend seiner Selbstreferentialität fortsetzt und verfestigt.

Mit all dem, was ich bisher gesagt habe, bezweifle ich nun keineswegs – und das möchte ich hier ausdrücklich betonen – dass es so etwas wie Metzgers „Natürliche Ordnung“, Goldsteins, Reichs **oder** Perls‘ „Organismische Selbstregulierung“, „Organismische Selbstkontrolle“ oder „Selbstreferentielle Systeme“, wie sie von Maturana, Varela, Luhmann u.a. beschrieben worden sind, oder so etwas wie „Ordnung aus dem Chaos“, wie Prigogine es genannt hat, in unseren – zunächst wie auch immer zustande gekommenen – Realitäten gibt.

Ich will auch deutlich sagen, dass meiner Ansicht nach jede wissenschaftliche Theorie – auch eine selbstreferentielle – mit innerhalb des Systems nicht korrigierbaren Grundannahmen arbeitet und Wertungen, Ausgrenzungen, Spaltungen und Verdrängungen enthält.

Entscheidend ist für mich dabei die Frage, wieweit sich die jeweiligen Konstrukteure und Vertreter der entsprechenden theoretischen Konzepte darauf einlassen, auch auf dieser Ebene sich mit ihren eigenen Konstrukten auseinander zu setzen, d.h. sich und andere auch als offenes oder lernfähiges System zu begreifen.

Dementsprechend kann unter „organismischer Selbstregulierung“ auch etwas anderes als „Autopoiese“ verstanden werden. Perls schreibt:

„Wir sind Organismen, wir (das bedeutet: irgendein mysteriöses Ich) *haben* keinen Organismus. Wir *sind* eine ganzheitliche Einheit, aber wir sind frei, vielerlei Aspekte dieser Ganzheit zu abstrahieren.“ (Perls 1981, S. 9)

An anderer Stelle schreibt er:

„Und die stärkste Figur/Grund-Beziehung übernimmt jeweils zeitweilig die Kontrolle über den gesamten Organismus. Das ist das Grundgesetz organismischer Selbstregulierung – kein spezifisches Bedürfnis, kein Instinkt, Zweck oder Ziel und kein willkürliches Vorhaben besitzt einen Einfluss ohne die Unterstützung der Gestalt, die ihnen Energie verleiht. (a.a.O.)

Wenn Perls hier von Kontrolle spricht, dann in Abgrenzung zu Ideen, es seien Bedürfnisse oder Triebe, die das Geschehen regulierten. Der Fokus liegt gerade nicht auf Kontrolle, sondern auf der für das willkürliche Vorhaben notwendigen *Energie*, die durch die jeweils stärkste Figur/Grund-Beziehung geliefert wird.

Perls zweifelt die Möglichkeit freier Entscheidung und die Bedeutung der Gefühle als Mittel der Erkenntnis nicht an, aber er weist darauf hin, dass sie sich als

„Träger der Informationen über den Zustand des Organismus/Umwelt-Feldes“ nicht korrigieren lassen, „indem wir sie ausschalten, sondern nur, indem wir probieren, ob sie sich in die geordneteren Gefühle überführen lassen, die mit vorsätzlicher Orientierung einhergehen“. (Perls 1979, S. 199)

Dementsprechend ist der entscheidende Begriff der gesamten Gestalttherapie „Kontakt“ und damit zusammenhängend das *Wachstum* des Organismus.

Dabei ist die Kontaktgrenze das Organ der Wachstumsbeziehung von Organismus und Umwelt. Für mich ist damit ein offenes System definiert, nicht aber ein geschlossenes, ein autopoietisches System. Da es sich bei der „Autopoiese“ um ein selbstreferentiell-geschlossenes Modell handelt, dient eine kritische Auseinandersetzung mit diesem Modell – wie schon gesagt – eher der Entwicklung höherer Komplexität des Systems selbst als seiner komplementären Ergänzung durch das, was ihm meiner Ansicht nach systemimmanent fehlt.

Während Maturana, Varela u.a. nun einerseits versuchen, die Verknüpfungen alles Wirklichen miteinander – gerade auch im Bereich des Erkennens – vollständig zu eliminieren, statt dies nur in den Bereichen zu tun, in denen es für den Erkenntnisprozess sinnvoll erscheint, führen sie andererseits

den Begriff des ko-ontogenetisch-strukturellen Driftens und den der Symbiose ein, um der selbstkonstruierten Einsamkeit und Isolation wieder zu entgehen.

Auch hier findet sich die Konstruktion von Gegensätzen und der Glaube daran, dass es „keine Bewusstheit ohne die Unterscheidung von Gegensätzen“ (Jung 1978, S. 110) gäbe. Dem „Vaterprinzip des Logos“ (ebd.) wird auch hier wieder mehr Raum gegeben, als ihm gebührt.

Andere kritische Aspekte des Autopoiese-Konzeptes und deren Verankerung in patriarchalen Denkmustern sind von mir im vorangegangenen Text schon angesprochen worden.

An dieser Stelle möchte ich versuchen, die „Entweder-Oder-Struktur“, wie sie im Autopoiese-Konzept immer wieder deutlich wird, durch den ebenfalls strukturbildenden Aspekt des „Sowohl als auch“ – nicht in einem additiven, sondern in einem komplementären Sinne – zu ergänzen.

Das beinhaltet allerdings ein Aufgeben der Forderung nach „Widerspruchsfreiheit“ (ein altes patriarchales, kulturelles Introjekt) und die Bereitschaft, auch in „Prozessen“ und „Paradoxen“ zu denken.

Wir sind alle geprägt durch eine jahrhundertlang gewachsene Kultur und in unseren Fähigkeiten, Wirkliches als immer neu sich „Ereignendes“ zu *erleben*, eingeschränkt. Beobachten fällt uns leichter, nur bedeutet das nicht, dass wir nichts anderes können als beobachten.

Wir „erleben“ uns zwar als vom jeweiligen Gegenüber getrennt, und wir glauben, in einer Gesellschaft, in der viele Menschen auf engem Raum miteinander leben, die Distanz, die mit unserer beobachtenden Haltung zusammenhängt, zu brauchen, und vielleicht brauchen wir sie auch. Wir bleiben trotzdem miteinander verbunden.

Ich sage das nicht, weil ich einer ganzheitlichen Ideologie unter dem Motto „Wir sind alle eins“ bzw. „Wir sitzen alle im gleichen Boot“ nachhänge; ich sage dies u.a. als Ergebnis meiner Auseinandersetzungen mit den Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaft, insbesondere der Quantentheorie und der Relativitätstheorie. Beide beinhalten die Herausforderung, unsere kulturhistorischen Denk-, Interpretations- und Lebensmuster als ununterbrochen und nicht-kontinuierlich zugleich *sich ereignend* zu begreifen. Anrich schreibt dazu:

„Die Wirkung aus allen Elementen schafft die Dinge und *ihren* Raum, ganz in einer und als *einer* Wirkungseinheit. Das die Wirkung Herbeiführende ist die Bezogenheit aller Faktoren aufeinander in einer apriori gegebenen und ihnen innewohnenden Bezogenheitsdynamik. Jede Wirkung ist eine radikale, kategoriale Wechselwirkung aller der in Bezogenheitsdynamik enthaltenen Faktoren.“ (Anrich 1980, S. 147)

Im Ansatz ist dies auch im Autopoiese-Konzept enthalten, wird dort aber durch die Überbetonung der operationalen Abgeschlossenheit überwiegend als interner Organisationsprozess des einzelnen Organismus gesehen. Die „radikale, kategoriale Wechselwirkung“, von der Anrich hier spricht, umschließt jedoch mehr als nur „ko-ontogenetisches Driften“, und die „Raum/Zeit/Masse/Materie/Gestalt/Qualitätsunion“ (a.a.O., S. 134), in der wir *wirkende und bewirkte* Faktoren sind, umfasst mehr als nur unsere Konstrukte.

Auch wenn wir aus eben demselben Grund keine Abbilder einer „äußeren“ Realität herstellen können und auch, wenn wir konsensuelle Realitäten schaffen – was wir tun – sind letztere nicht die einzige gemeinsame Realität, die wir *haben*. Wir *sind* real, und unsere gemeinsame Realität zeichnet sich häufig genug gerade dadurch aus, dass sie eine gemeinsame bleibt, auch wenn eine konsensuelle Realität nicht herstellbar erscheint. Aber der dem Konzept der Autopoiese inhärente Wunsch nach Konsens, nach Zustimmung, nach Übereinkunft, nach Harmonie, ist gleichzeitig strukturierendes Merkmal des Gesamtkonzeptes und grenzt damit das Andersartige, Widersprechende, das Nicht-in-Worte-zu-fassende, das Berührende und damit auch das Materiell-Energetisch-Lebendige aus.

LITERATUR

- Anrich, Ernst: Die Einheit der Wirklichkeit. Fellbach 1980
- Bataille, Georg: Death and sensuality. New York 1962
- Böhme, Hartmut/Böhme, Gernot: Das Andere der Vernunft. Frankfurt a. M. 1985
- Braun, Katrin/Kremer, Elisabeth: Asketischer Eros und die Rekonstruktion der Natur zur Maschine. Oldenburg 1987
- Canetti, Elias: Masse und Macht. Hamburg 1984
- Erdheim, Mario: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Frankfurt a. M. 1983
- Fairbairn, W.R.D.: An object-relations theory of personality. New York 1954
- Fichte, Johann Gottlieb: Fichtes Werke, Grundriß des Familienrechts. Berlin 1971
- Fax-Keller, Evelyn: Liebe, Macht und Erkenntnis. München/Wien 1986
- Guntrip, Harry: Schizoid Phenomena, Object Relations and the Self. London 1986
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Phänomenologie des Geistes. Frankfurt a. M. 1981
- Hofstadter, Douglas, R.: Gödel, Escher, Bach. Stuttgart 1985
- Horney, Karen: Our inner conflicts. New York 1946
- Jantsch, Erich: Erkenntnistheoretische Aspekte der Selbstorganisation natürlicher Systeme. In: Schmidt 1987, S. 159-191
- Jung, C.G.: Die Archetypen und das Unbewußte. Ges. Werke Bd. IX, Olten 1978
- Kernberg, Otto F.: Innere Welt und äußere Realität. München/Wien 1988
- Krüll, Marianne/Luhmann, Niklas/Maturana, Humberto: Grundkonzepte der Theorie autopoietischer Systeme. In: Z.system.Ther., Jg. 5, (1)/1987, S. 4-25
- Kutschmann, Werner: Der Naturwissenschaftler und sein Körper. Frankfurt a. M. 1986
- Lloyd, Genevieve: Das Patriarchat der Vernunft. Bielefeld 1985
- Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Frankfurt a. M. 1984
- Luhmann, Niklas: Die Autopoiese des Bewußten. In: Soziale Welt, Jg. 36, 1985, Heft 4, S. 402-446
- Maturana, Humberto R.: Erkennen: Die Organisation und die Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig/Wiesbaden 1985a
- Maturana, Humberto R.: Reflektionen über Liebe. In: Z.system.Ther., Jg. 3 (3) 1985b, S. 129-131
- Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J.: Der Baum der Erkenntnis. Bern, München, Wien 1987
- Maturana, Humberto R.: Kognition. In Schmidt 1987, S. 89-118
- Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J.: Autonomie und Autopoiese. In: Schmidt 1987, S. 119-132
- Neffe, Jürgen: Die Hoffnung heißt ASTTTNYT. In: GEO 7/88, S. 174 f.
- Perls, Frederick S.: Gestalttherapie, Lebensfreude und Persönlichkeitsentfaltung. Stuttgart 1979
- Perls, Frederick S.: Gestalt-Wahrnehmung. Verworfenes und Wiedergefundenes aus meiner Mülltonne. Frankfurt a. M. 1981
- Petermann, Frank: Zur Dynamik narzißtischer Beziehungsstruktur. In: Gestalttherapie I/88, S. 31-41
- Portele, Heik: Gestalt-Theorie, Gestalttherapie und Theorien der Selbstorganisation. In: Gestalttherapie I/87, S. 25-29
- Portele, Heik: Psychotherapie ist keine »Ausübung von Heilkunde«, sondern ... In: Gestalttherapie I/88, S. 12-18
- Reichwein, Regine: Das Phantasma der bösen Herrscherin. In: taz v. 24.12.1988
- Richards, John/von Glasersfeld, Ernst: Die Kontrolle von Wahrnehmung und die Konstruktion von Realität. In: Schmidt 1987, S. 192-228
- Rousseau, Jean-Jaque: Emile oder über die Erziehung. Stuttgart 1963
- Schmidt, Siegfried J.: Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus. Frankfurt a. M. 1987
- Singer, June: Nur Frau – nur Mann? München 1981
- von Braun, Christina: Nicht ich. Frankfurt 1985
- von Förster, Heinz: Erkenntnistheorie und Selbstorganisation. In: Schmidt 1987, S. 133-158
- Wiesendanger, Harald: Einfühlsame Gehirne. In: Psychologie heute. 4/1989, S. 8 f.